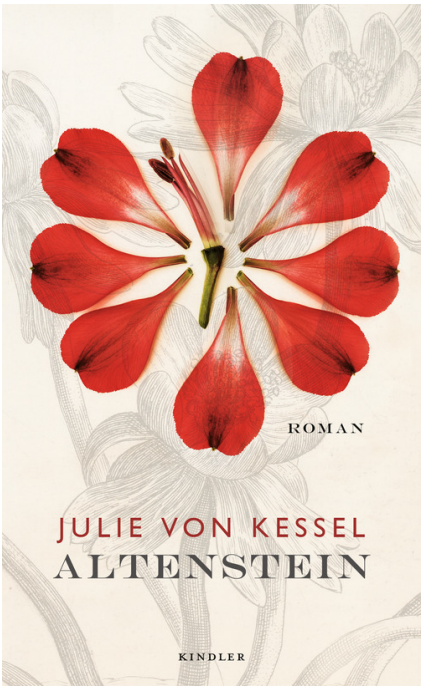
Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-40677-0
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Julie von Kessel

ALTENSTEIN

Roman

Kindler

1. Auflage März 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz aus der Sabon PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 463 40677 0

Die Familie von Kolberg

Agnes und Kuno von Kolberg

Ihre gemeinsamen Kinder

Kuno Moritz v. Kolberg, genannt Moritz
seine Frau Isabella, Tochter Cosima

Agnes Helene v. Kolberg, genannt Leni
ihr Mann Friedrich, ihr Sohn Hans, ihre Tochter Annett

Marie Elisabeth v. Kolberg-Frederiksen, genannt Nona
ihr erster Mann: Ake v. Ehrenfeld, Tochter Alexa;
ihr zweiter Mann: John

Konrad v. Kolberg, genannt Konni
seine Frau Ira, ihre Söhne Tobias und Ferdinand

Die Halbschwestern

Isolde Schaller-Kolberg, genannt Bobby
(aus Kunos erster Ehe)
ihr Mann Franz Schaller, Kinder: Leopold und Niko

Margarethe v. Gallwitz (aus Agnes' erster Ehe)
ihr Mann Richard

Cousins in Kletten

Julius v. Canstein, Viktor v. Canstein

Prolog

Die Lok, die langsam in den Bahnhof einrollt, stößt riesige weiße Rauchschwaden vor sich her. Konrad beugt sich auf dem Arm seiner Mutter weit vor, um den Zug besser sehen zu können. Er trägt einen Anzug, darüber mehrere Jacken, einen Mantel und eine Fellmütze.

«Nicht, Konni!»

Die Mutter zieht ihn wieder an sich. Sie riecht nach Erde und Parfüm, aber auch ein bisschen muffig, sie hat einen Pelzmantel an. Ein Schwall warmer Luft entweicht dem Mantel jedes Mal, wenn sie sich bewegt, Konrad versucht, ihren Duft einzuatmen. Er schiebt seine Hand in ihren Ausschnitt, er tastet sich zwischen den Knöpfen ihrer Seidenbluse hindurch, er fühlt nach ihrer Haut, sie ist warm und etwas feucht.

Kleine Rauchwölkchen steigen aus ihrer Nase, es ist kalt.

Seit den frühen Morgenstunden warten sie schon auf dem Bahnsteig, inmitten einer wogenden und immer größer werdenden Masse aus Mänteln, Koffern, Fellmützen. Seine Mutter ist groß und schlank, sie überragt die meisten Wartenden um sie herum, Konrad hat einen guten Ausblick.

Die Lok bremst ab und zischt dabei laut. Konrad macht das Geräusch nach: *Zschhhhh.*

Seine Mutter verlagert ihn auf die andere Hüfte. Konrad wechselt dabei schnell die Hand in ihrem Mantel, mit der anderen krallt er sich hinten an dem Pelz fest.

Der Zug kommt näher, er wird immer langsamer, als er sich an ihnen vorbeischiebt, stößt er plötzlich einen lauten Seufzer aus. Konrad zuckt zusammen. Er fühlt den warmen Luftzug der Lok. Jetzt kann er in die Fenster blicken. Fremde Gesichter, die müde in die Luft starren. Konrad lacht und winkt ihnen zu, niemand winkt zurück. Plötzlich werden sie beiseitegestoßen, ein Mann will näher an den Zug, näher an die Tür. Sie wanken einen Moment lang, dann werden sie von der Menge nach vorne gedrückt. Die Mutter verliert das Gleichgewicht und schreit kurz auf. Konrad versteckt sein Gesicht in ihrem Mantel, er spürt, wie sie fallen, doch jemand greift nach ihrem Arm und zieht sie hoch.

Es ist Emma. Konrad kennt sie kaum, heute Morgen auf dem Weg zum Bahnhof hat er sie erst das zweite Mal gesehen. Sie ist ein Mädchen, sie geht seiner Mutter nicht mal bis zur Schulter. Sie hat ein rundes, liebes Gesicht und zwei dicke, geflochtene Zöpfe. Jedes Mal, wenn Konrad sie anschaut, lächelt sie ihm zu. In der Kutsche hat seine Mutter ihn auf Emmas Schoß gesetzt und sich dann von beiden weggedreht, als müsse sie draußen etwas Wichtiges beobachten. Emma nahm seine Hände, spielte mit seinen Fingern. «Em-ma», sagte sie und klatschte dabei zwei Mal: «Kon-ni», «Ma-ma.» Ihre Stimme ist hell und gurrend, sie spricht anders als seine Mutter, mit vielen Zischlauten, die Wörter purzeln in einem melodischen Singsang aus ihrem Mund.

Die Mutter zieht ihren Mantel zurecht und nickt Emma dankbar zu. Emma strahlt, ihre Wangen sind gerötet. Jetzt quietschen die Eisenbahnräder laut, er muss sich die Ohren zuhalten. Der Zug kommt zum Stehen. Konrad streckt die Hand aus und fasst nach einem Metallgriff, der außen am Waggon befestigt ist. Er hinterlässt schwarze Striemen auf seiner Haut. Sie haben Glück, sie stehen nah an einer Tür. Seine Mutter schiebt Emma darauf zu. Emma hat einen kleinen roten Koffer dabei, sie trägt ihn vor sich her, um sich ihren Weg durch die Menge zu bahnen.

Sie steigen drei Stufen hinauf in den Waggon. In den Gängen stehen Männer mit dunklen, stoppeligen Gesichtern, es ist warm und feucht und riecht scharf nach Schweiß, obwohl die Fenster geöffnet sind. Einige rauchen. Die Frauen und Kinder in den Abteilen sehen müde und abgekämpft aus.

Die Mutter quetscht sich mit Konrad auf dem Arm vorbei, hinter Emma her, sie öffnen jede Tür zu den überfüllten Abteilen.

«Ist hier noch frei?»

Konrad schwitzt unter seiner Fellmütze.

«Ist hier noch frei?»

Niemand reagiert. Die Mutter schaut besorgt auf die vielen Menschen, die im Gang stehen. Im fünften Abteil sitzt eine Frau mit drei Mädchen, einem Jungen und einem Baby im Korb, sie hat einen großen, abgewetzten Männermantel an, die Kinder sehen blass aus, ihre Augen rot geweint. Kein Mann steht vor der Tür, sie scheinen allein zu reisen. Als die Mutter klopft, schüttelt die Frau hinter der Glasscheibe

den Kopf. Die Mutter greift nach Emmas Koffer, zieht eine Milchflasche heraus und hebt sie hoch. Die Frau stutzt, dann nickt sie kurz, sagt etwas zu ihrer ältesten Tochter, beugt sich vor und schiebt die Glastür zur Seite. Das Mädchen steht vom Fensterplatz auf und quetscht sich neben ihren protestierenden kleinen Bruder. Die Frau nimmt die Flasche, lässt sie in ihrem übergroßen Mantel verschwinden und rückt mit dem Knie zur Seite, damit Emma zum Fensterplatz gelangen kann.

Emma hievt ihren Koffer auf die Ablage, setzt sich und nimmt Konrad auf den Schoß. Seine Mutter beginnt gerade, ihm den Mantel aufzuknöpfen, als sie draußen einen schrillen Pfiff hören. Die Mutter erschrickt, nimmt Konrads Gesicht in ihre Hände und küsst ihn mehrmals fest auf den Mund, dann zwängt sie sich eilig durch die Menschen im Gang hinaus. Konrad blickt ihr hinterher, er sieht ihren schmalen Rücken, er spürt noch den festen Druck ihrer Finger an seiner Wange.

Emma zieht Konrad die Mütze aus, sie schält ihn aus seinem Mantel und der Strickjacke darunter, dann setzt sie ihn so, dass er aus dem Fenster schauen kann. Die Zugtüren werden mit einem lauten Knall geschlossen. Emma zeigt auf die vielen Menschen, die immer noch auf dem Bahnsteig stehen.

«Wo ist Mama, Konni, schau. Wo ist Mama?»

Die Eisenbahn zischt und rollt langsam an. Die Wartenden auf der Plattform fangen an zu rufen und zu gestikulieren, sie schieben sich gegenseitig zur Seite. Einige rütteln an den Türgriffen.

Plötzlich sieht Konrad das Gesicht seiner Mutter. Sie steht ganz still vor dem Fenster, ihre Augen suchen die Abteile ab, dann erblickt sie die beiden und hebt die Hand.

Emma hält Konni näher an das Fenster.

«Da, Konni, schau! Da ist Mama, mach winke, winke», sagt sie.

Konni jauchzt und winkt, seine Mutter nickt Emma ernst zu und winkt jetzt leicht zurück, sie bewegt ihren Mund, aber sie können nicht hören, was sie sagt, dann legt sie ihre Hand an die Scheibe. Sie sagt noch etwas. Wieder und wieder sagt sie es, mit der linken Hand hält sie den Schal fest, der um ihren Kopf gewickelt ist, die rechte drückt sie ans Glas. Konni versucht, nach ihren Fingern zu greifen, er tatscht an das Fenster und hinterlässt kleine, feuchte Spuren.

Der Zug rollt an, seine Mutter geht neben ihnen her, sie ist ganz nah, ihr Blick hängt an Konrad. Konrad lacht und winkt weiter, ihm macht das Spiel immer noch Spaß, auch Emma lächelt. Der Zug beschleunigt, noch berühren ihre Fingerspitzen das Fenster, dann zieht seine Mutter die Hand zurück und wird plötzlich von der Menschenmenge verschluckt.

Der Zug fährt jetzt so schnell, dass Emma und Konni keine Gesichter mehr ausmachen können, nur noch ein Meer aus braunen und schwarzen Mänteln. Dann öffnet sich das Dach des Bahnhofs, und der Zug fährt hinaus. Konrad sieht Straßen, Häuser, ein paar Pferdekutschen. Gleißende Sonne fällt durch das Fenster in ihr Abteil, die Strahlen blenden ihn, Konrad muss kurz die Augen schließen.

Das Gut

Eine Kaltfront

Berlin, 2005

Ein eisiger Wind fegt durch die Bleibtreustraße, vorbei an den Antiquitätenläden, den Cafés und den Secondhand-Boutiquen. Er wirbelt kleine braune Blätter vor den herrschaftlichen Jugendstil-Fassaden empor, er hebt die Mäntel der Passanten, die geduckt an den Häusern vorüberhasten. Der Himmel hängt schwer und grau über den Dächern. Am Ende der breiten, kopfsteingepflasterten Allee rattert die S-Bahn zwischen den Fensterfronten im ersten Stock.

Es ist Ende März. In den letzten Wochen gab es ein paar mildere, sonnige Tage. Die Bäume trieben bereits zarte Knospen, auf den Verkehrsinseln kämpften sich die ersten Krokusse durch die harte Erde, sodass alle schon auf einen baldigen Frühling hofften. Doch direkt nach Ostern schob sich erneut eine unerbittliche Kaltfront aus östlicher Richtung heran und legte sich wie eine frostige Glocke über die Stadt.

Nona eilt die Straße entlang, sie zieht sich den Schal enger um den Kopf und biegt dann in den Eingang eines frischgestrichenen weißen Hauses. Vor der Tür steht eine junge Frau, sie inspiziert die geschwungenen Schriftzüge auf den Messingschildern. Mutter und Tochter umarmen sich kurz.

«Wann ist es passiert?», fragt Alexa, während sie klingelt.

«Heute Vormittag, glaube ich. Woher weißt du …?»

«Ira hat mir eine SMS geschickt.» Alexa hält ihr Handy hoch. *Konrad ist gestorben. Kommt zum Tee*, steht im Display. Nona schnaubt verächtlich.

Der Türöffner summt.

Nona und Alexa steigen langsam die dunkle Mahagoni-Treppe hinauf. Es riecht nach frischer Farbe. Das Treppenhaus ist gerade saniert worden, hier und da hängen noch Klebestreifen und Plastikplanen an der Holzvertäfelung, darüber leuchtet es hellbeige. Neue, auf antik gemachte Jugendstil-Lampen hängen von der Decke, sie tauchen alles in gedämpftes, edles Licht.

Die Wohnungstür im zweiten Stock ist angelehnt, sie treten leise ein. Iras Stimme schallt durch den Flur, sie ist hinten in der Küche, sie telefoniert.

«Ja, KOLBERG. Gräfin KOLBERG. Richten Sie ihr bitte aus …»

Nona zieht die Tür vorsichtig hinter sich zu, sie schleichen ins Wohnzimmer – zwei herrschaftliche Salons in kräftigem Gelb, die durch eine Flügeltür miteinander verbunden sind. Stuck an der Decke, Stiche an der Wand. Eichenparkett. Ira hat das silberne Teeservice auf den Tisch zwischen den Biedermeier-Sofas gestellt, neben Silberputzmittel und einen schwarz verschmierten Lappen. Quer über dem großen Perserteppich liegt ein Staubsauger, anscheinend erwartet sie die Putzfrau. Die beiden Fenster, die zur Straße hinausgehen, sind geöffnet, die Vorhänge bauschen sich im Wind.

Iras Stimme dringt aus der Küche.

«Sie soll HEUTE kommen, HEUTE. Nicht MORGEN. Sofort. Kommen.»

Nona und Alexa stehen etwas unschlüssig herum.

Nona räuspert sich und schält sich langsam aus Mantel und Tüchern.

Ira eilt mit energischen, lauten Schritten über das Parkett. Sie ist groß, blond und braun gebrannt, mit der drahtigen Figur einer lebenslangen Reiterin. Ihre Haare wippen in einem hohen Pferdeschwanz hinter ihr her, sie trägt Jeans und ein weißes Polohemd. Obwohl sie Ende fünfzig ist, hat sie etwas Mädchenhaftes. Sie zwinkert stark mit den Augen – es ist einer ihrer Ticks, der sich mit der Zeit immer stärker ausgeprägt hat.

«Entschuldigt, ihr beiden Süßen! Das Telefon geht unentwegt, und Jadwiga ist heute noch nicht gekommen. Ich muss noch so viel organisieren. Wie geht es euch, was kann ich euch denn anbieten, Kaffee, Tee?»

Der Tod ihres Mannes scheint Iras eifrige, patente Betriebsamkeit nicht zu beeinträchtigen, im Gegenteil, sie wirkt besonders geschäftig und tatenhungrig. Als gehe es darum, etwas Aufregendes zu organisieren. Etwas Großes.

Nona schaut sich im Wohnzimmer um.

«Danke, ich glaube, wir brauchen nichts, Ira.» Alexa hat sich angewöhnt, für beide zu antworten, da ihre Mutter inzwischen oft nur noch in ihrer eigenen Welt zugegen ist.

«Gut, umso besser, das Silber ist ja immer noch nicht geputzt. Das muss ich auch noch alles machen. Herrgott! Wie ihr seht, geht es hier – »

Nona räuspert sich erneut, sie lehnt sich leicht nach vorn, um einen Blick in den angrenzenden Salon werfen zu können. «Wo …?»

Ira blinzelt sie an.

«Was kann ich dir bringen, Liebes?»

«Wo ist er?»

Das Gästezimmer ist ein schmaler Schlauch, der hinter der Toilette vom Flur abgeht. Es ist höchstens zwei Meter breit, verjüngt sich nach hinten und endet mit einem winzigen Fenster zum Hof. Eigentlich ist es das Dienstbotenzimmer, das kleinste Zimmer der Wohnung, eng, fast klaustrophobisch, mit abgehängter Decke. Neben das Einzelbett passen gerade noch zwei wackelige Holzstühle. Auf dem Nachttisch brennt eine dicke, weiße Kerze. Jemand hat eine Vase mit weißen Lilien auf den Boden gestellt, sie verströmen einen penetranten Duft.

Ira, Nona und Alexa stehen im Türrahmen und schauen hinein.

Konrad sieht aus, als halte er gerade ein Nickerchen, er liegt auf dem Rücken, die Hände sind auf der Brust gefaltet, die Füße ruhen auf einer karierten Decke. Der Siegelring an seinem Finger leuchtet im Schein der Kerze.

«Warum ist er hier?», fragt Nona.

«Ich dachte mir, dass er es hier am ruhigsten hat.»

Nona und Alexa quetschen sich an Ira vorbei und nehmen auf den Stühlen Platz.

Konrad trägt dieselbe Kleidung wie immer: ein hellblaues Hemd, einen grauen Kaschmirpullover mit Aufnähern an den Ellenbogen, eine beigefarbene Stoffhose. Seine Füße stecken in schwarzen Socken. Der Pullover wirft Falten am Ärmel, alles sieht zwei Nummern zu groß aus an ihm, er ist mager geworden. Dort, wo sein linkes Handgelenk aus dem Hemd schaut, sieht Nona seinen runden, fingernagelgroßen Leberfleck: «die Uhr».

«Seid ihr sicher, dass ich euch nichts bringen kann?», fragt Ira, die noch immer im Türrahmen steht.

«Nichts, danke», sagt Alexa und lächelt. *Geh jetzt bitte.*

«Noni?», setzt Ira nach.

Nona reagiert nicht, sie starrt auf ihren Bruder. Alexa schüttelt den Kopf und lächelt ihrer Tante entschuldigend zu.

«Na gut, wenn ihr ganz sicher alles habt, was ihr braucht …» Für einen Moment erscheint Ira unschlüssig. Sie schaut von Nona zu Konrad und wieder zurück. In der Küche klingelt das Telefon.

«Endlich, das ist hoffentlich Jadwiga. Bülows wollten noch kommen, auch Hartmanns haben sich angekündigt.» Ira schickt sich an zu gehen, doch dann überlegt sie es sich anders, sie macht einen Schritt ins Zimmer, beugt sich zu Konrad hinunter und streicht ihm mit der flachen Hand seitlich über die Stirn, mehrfach, als wolle sie seinen Scheitel richten. Sie küsst seinen Kopf und richtet sich wieder auf. Es ist eine innige, zärtliche Geste.

«Na, na, mein Konnilein, jetzt geht es dir besser.»

Nona ist endlich aus ihrer Trance aufgewacht. Sie und Alexa tauschen kurz Blicke aus. Für wen ist dieses Schauspiel gedacht?

«Du glaubst gar nicht, was Särge kosten, Nona!», hat Ira sie vor einigen Monaten aufgeklärt, als sie beim Adventstee im Wohnzimmer saßen. «Zwei- bis dreitausend Euro, und da geht es erst los! Das einfachste Modell: Birkenholz, furniert. Zwei – tausend – Euro! Für Furnier! Aber nicht mit mir. Ich habe mich schlau gemacht im Internet. Ich habe eine Website gefunden mit unglaublichen Angeboten, in Polen, sie bringen die Särge sogar rüber. Kiefer, aber auch edle Sachen, Nussholz, Mahagoni. Ich lass mich doch nicht über den Tisch ziehen!»

Alexa saß mit Konrad im Nebenzimmer. Trotz der Adventsmusik war Iras schrille Stimme nicht zu überhören. Konrad verdrehte die Augen und quittierte Iras Vortrag erst mit einem spöttischen Lächeln, doch als seine Frau partout nicht aufhörte, richtete er sich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf und brüllte in den Gang: «Könntet ihr beiden euch diese reizende Unterhaltung vielleicht für später aufsparen?» Er zitterte

vor Anstrengung, doch seine Stimme war erstaunlich kraftvoll. «Noch bin ich am Leben!»

Dann drehte er sich zu Alexa um, lächelte konspirativ und fügte leise hinzu: «An Scheidung haben wir nie gedacht. An Mord – täglich.»

Konrad ist erst seit ein paar Stunden tot, und doch sieht er vollkommen verändert aus. Sein Haar ist dunkler, fast schwarz, die Haut dagegen schimmert transparent, als bestehe sie aus verschiedenen Wachsschichten. Olivgrüne Schatten liegen um seine Augen. Seine Züge wirken schärfer als sonst, wie aus Holz geschnitzt. Schmale Lippen, gebogene Nase. Der Mund steht ein Stück offen, der Unterkiefer sackt leicht nach unten. Sein Gesichtsausdruck ist verzerrt, er wirkt leidend. Wie nach einem schweren Kampf.

Er sieht aus wie Agnes, denkt Nona. Vielleicht tun wir das zum Schluss auf dem Totenbett alle, wir gehen, wie wir gekommen sind, als Teil von ihr.

Nona beugt sich vor und nimmt vorsichtig seine linke Hand. Sie streichelt seinen Handrücken, das Muttermal, sie fährt mit ihrem Finger über den Ring. Seine Hände sind so weich, sie waren es immer schon, als Kind ganz besonders, aber auch als erwachsener Mann hatte er noch dieselben weichen Handinnenflächen. Seine Haut ist glatt und kühl, doch sie spürt, wie sich die Muskeln darunter langsam verhärten. Seine Finger sind schon leicht gekrümmt, wie eine geöffnete Tatze.

Hinter seinem Ohr haben sich bereits dunkelrote Flecken gebildet, rote Blutkörperchen, die sich nach dem Tod an der Unterseite des Körpers sammeln. *Livor mortis*, Leichenflecken. Nona hofft, dass Alexa es nicht bemerkt.

Nona hebt seine Hand an ihr Gesicht, sie streichelt sie und will sie an ihre Wange legen, als Konrad auf einmal ein lautes Seufzen entfährt.

Ihr wird heiß und kalt, ein Gefühl des Grauens packt sie. Hat er gerade ausgeatmet?

Wenn sie länger hinschaut, kommt es ihr so vor, als würde sein Brustkorb sich leicht heben. Nona blickt erschrocken zu Alexa, doch die hält ihre Augen geschlossen.

Konni?

Nona beginnt zu schwitzen. Ihr Herz rast.

Sie will ihn ansprechen, doch es ist ihr vor Alexa peinlich. Sie legt seine Hand zurück auf die Brust, behutsam, als könnte sie ihm weh tun, und lehnt sich zurück. Sie starrt auf seine Nasenlöcher, seinen Mund. Nichts bewegt sich. Langsam beruhigt sie sich wieder.

Jemand kommt zur Haustür herein, sie hören gedämpfte Stimmen im Flur, der Gong einer Wanduhr ertönt. Kurz darauf das Summen des Staubsaugers. Iras flinke Schritte hallen immer wieder durch den Flur. Es klingelt. Jemand klopft leise an der Tür, Konrads ältester Sohn Tobias steckt seinen Kopf herein. Er lächelt den beiden zu. Er wirkt gefasst. Schließlich wussten sie alle, dass dieser Tag bald kommen würde.

Vor zwei Jahren bekam Konrad die Diagnose. Schon monatelang hatte er verschiedene Symptome gehabt, die er immer unterschiedlich einordnete. Blaue Flecken an den Beinen – die stammten wohl von einer Radtour mit Heike im Erzgebirge. Nasenbluten, zum ersten Mal in seinem Leben – das lag bestimmt an der schlechten Luft im Truckerhof. Er fühlte sich ungewöhnlich schlapp – doch das war sicher die Frühjahrsmüdigkeit. Er kaufte teure Vitaminpräparate aus der Apotheke, aber es wurde nicht besser. Er nahm ab. Anfangs schob er es auf den Stress, das Rauchen, seine Geldsorgen, Ira. Doch die Symptome wurden stärker, irgendwann konnte er sie nicht mehr ignorieren.

Als der Chefarzt des Westend-Klinikums ihn bat, noch am gleichen Tag zu ihm zu kommen, glaubte Konrad ihm anfangs nicht.

«Akute Leukämie? Wie Blutkrebs? Sind Sie sich sicher?»

Der Arzt nickte. «Leukämie ist leider tückisch. Sie ist nicht leicht zu erkennen. Oft stellen wir eine Erkrankung ganz zufällig fest. Und Sie scheinen auch schon seit ein paar Jahren daran zu leiden.»

Konrad fing sofort mit der Chemotherapie an. Wenn jemand diesen Krebs besiegen würde, dann er! Hatte er nicht schon hundert Mal seinen Kopf aus der Schlinge gezogen? Wie oft hatte er seinen Job verloren, war ein Investor abgesprungen oder ein Deal geplatzt. Immer wieder hatten sie vor dem Nichts gestanden – mit zwei kleinen Kindern und einer hohen Hypothek. Monatelang hatte er sich verkrochen, in seine Depression eingeigelt, während Ira weiter Tennis spielte oder zu Reittur-

nieren nach Südfrankreich fuhr. Doch ihm war in letzter Minute immer etwas Neues eingefallen, was er aufziehen konnte: einen Porsche-Vertrieb, Immobiliengeschäfte, Tankstellen im Osten.

Die Chemotherapie kam viel zu spät. Nach drei Zyklen setzte er sie ab: keine Veränderung im Tumormarker, das Blutbild hatte sich kaum verbessert. «Keine sichtbare Eindämmung des Verlaufs», vermerkte sein Arzt lapidar in der Akte. «Einvernehmliche Beendigung der Therapie.»

Immerhin musste Konrad ohne Medikamente deren Nebenwirkungen nicht mehr ertragen. Ohne Chemotherapie konnte er fast vergessen, dass er krank war, zumindest am Anfang. Sein Gesicht war zwar noch aufgedunsen, aber seine Kraft kehrte zurück. Er fühlte sich besser, schmiedete neue Pläne. Manchmal beschlich ihn heimlich der größenwahnsinnige Gedanke: Konnte es nicht sein, dass er den Krebs doch besiegt hatte, ganz ohne Medizin?

Allein der Blick in den Spiegel, sein konturloses Gesicht, bei dem der Hals nach oben hin anschwoll und einfach nahtlos in seine Wangen überging – dieser Anblick holte ihn aus seinen Träumen zurück und erinnerte ihn erbarmungslos daran, dass er krank war.

Der Chefarzt des Westend-Klinikums blieb unerbittlich. *Dies wird Ihr letzter Sommer, Herr von Kolberg.* Dann: *Wenn Sie bis zum Herbst durchhalten, wäre das ein Wunder.* Danach: *Mit etwas Glück schaffen Sie es in den November.*

Es war Konrad selbst, der bei jedem Besuch um diese Todesprognosen bat. «Bitte reden Sie nicht um den heißen Brei herum! Sagen Sie mir klipp und klar mein Verfallsdatum.» Er weidete sich geradezu daran, ein besonders düsteres Urteil zu bekommen.

Vielleicht haben Sie noch ein letztes gemeinsames Weihnachten. Silvester werden Sie nicht mehr feiern. Dann: *Bis in den Februar schaffen Sie es vielleicht noch, aber Ostern erleben Sie bestimmt nicht mehr.*

Jeden neuen Termin schien Konrad als Ansporn, als Herausforderung zu sehen. «Ostern liegt früh in diesem Jahr, das wäre doch gelacht!», gab er Nona gegenüber an.

Und tatsächlich: Er starb nicht. Alle paar Wochen empfingen die Ärzte ihn aufs Neue, kopfschüttelnd, lächelnd: Er war immer noch da.

Falls sie anfangs noch mit ihm witzelten, verdunkelte sich ihre Laune jedoch merklich, sobald die Sprechstundenhilfen die neuesten Laborwerte hereinreichten. Dann wurde es ernst, die Ärzte seufzten und gaben ihm ein neues Ultimatum mit nach Hause, mit dem Versprechen, ihm gute Schmerzmittel zur Verfügung zu stellen.

Es war geradezu so, als weigere er sich zu sterben. Und wieso sollte er auch? Sein Leben war noch nicht vorbei. Herrgott, er war das jüngste der zehn Geschwister! Und die lebten alle noch! Warum sollte er als Erster gehen müssen? Er hatte doch eine glückliche Familie. Zwei gelungene Söhne! Endlich Erfolg im Job, nach einigen Rückschlägen (und noch einigen Altlasten). Eine Frau in Berlin, eine Geliebte in Leipzig – wer kann das schon vorweisen? Wochenenden beim Jagen, zwei BMW – geleast, aber immerhin. Er lebte intensiver als diese ganzen Schnarchnasen zusammen, mit ihren drögen Bürojobs, Bausparverträgen und ihrem risikobefreiten Alltag. Sollte doch einer dieser Lahmärsche Krebs kriegen.

«Ich sehe es nicht ein. Ich bin nicht bereit», hatte er Nona gesagt. Er hörte auf, den Ärzten zu glauben.

«Ostern werden Sie nicht mehr erleben, ganz sicher nicht», das war die letzte Prognose des Chefarztes.

Ira kommt zurück ins Totenzimmer. Sie hat sich umgezogen, sie trägt ein graues, mit türkisen Fäden durchwirktes Kostüm, in der Hand hält sie zwei Perlenohrringe. Eine Parfümwolke umgibt sie.

Sie setzt sich Nona und Alexa gegenüber auf die Bettkante, wobei sie Konrads Arm leicht zur Seite schiebt wie ein Kissen, das im Weg ist. Sie legt den Kopf zur Seite und steckt ihre Ohrringe an, dann lächelt sie triumphierend.

«Eins kann ich euch sagen.» Sie hebt den rechten Zeigefinger und macht eine kurze Kunstpause. Klimper, klimper. «SIE. Wird. Nicht. Zur. Beerdigung. Eingeladen.»

Ira wartet kurz, damit ihre Worte die volle Wirkung entfalten können, aber weder Nona noch Alexa reagieren auf die Ankündigung.

Ira fährt unbeirrt fort.

«Sie wird nicht eingeladen. Und sie wird es nicht ertragen! Sie wird wissen, dass alle kommen, die ganze Familie wird zur Beerdigung kommen, ohne sie!»

Sie kichert ein bisschen. «Es wird sie umbringen.»

Es klingelt wieder an der Haustür. Ira steht auf, glättet ihren Rock und geht hinaus, um die neuen Gäste zu begrüßen. Im Wohnzimmer sitzen ein paar Besucher, auf den Tischen stehen mehrere große Blumensträuße. Es gibt Tee. Nona huscht in den Flur, greift nach ihrem Mantel und verlässt grußlos die Wohnung. Alexa folgt ihrer Mutter, sie wirft im Vorbeigehen noch einen Blick in den Salon und nickt der Gruppe entschuldigend zu.

Als sie auf die Bleibtreustraße hinaustreten, hat die Abenddämmerung eingesetzt. Die Gaslaternen springen mit einem kurzen Flackern an, ein warmes Licht erhellt die Galerien. Es riecht nach Frost, winzige Schneeflocken fallen vom Himmel und tanzen im Lichtkegel der Laternen. Auf dem Bürgersteig hat sich eine dünne, weiße Decke gebildet.

«Lausiges Wetter», sagt Nona. Sie wickelt sich den Schal um den Kopf und schaut nach oben. Der Schnee wird immer dichter, die Fassaden der gegenüberliegenden Häuser sind nur noch undeutlich zu erkennen.

«Immerhin», sagt Alexa.

«Was immerhin?»

«Immerhin hat er doch bis nach Ostern durchgehalten.»

[...]